

**Zeitschrift:** Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwerverziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

**Band:** 28 (1957)

**Heft:** 3

**Artikel:** Schmerzvolles Wachsen : Einblick in Tagebücher von Jugendlichen

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-808961>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schmerzvolles Wachsen

## Einblick in Tagebücher von Jugendlichen

Das «Basler Schulblatt» ist weit mehr als eine Sammlung amtlicher Verlautbarungen. Es befasst sich immer wieder in recht sympathischer Weise mit schwierigen Schul- und Erziehungsfragen. In der Februarnummer 1957 finden wir eine Zusammenstellung von Tagebuch-Auszügen Jugendlicher; es sind auch einige Briefe, Gedichte und andere Dokumente wiedergegeben, die wohl ausnahmslos als echte Zeugnisse persönlichsten Denkens und Fühlens betrachtet werden dürfen. Sie sind also nicht für Erwachsene bestimmt und auch nicht von ihnen beeinflusst.

Der Redaktor setzt der Veröffentlichung eine längere Einleitung voran, die an sich höchst leistungswerte Ausführungen enthält. Dr. Humm weist u. a. auf folgendes hin:

«Nicht alle Kinder schreiben; von denen, die aus freien Stücken schreiben, tun es einzelne gern und leicht, andere aber schreiben nur in Verfolgung bestimmter, konkreter Zwecke oder nur aus wirklicher innerer Not. Schon dieser eine Umstand begrenzt die Gültigkeit dieser Dokumentation und lässt vorschnelle Verallgemeinerungen nicht zu...»

Zum Tagebuch greift der Jugendliche aus freien Stücken nur, wenn er, und sei es auch von sehr ferne, vom Geheimnis seiner eigenen Existenz angerührt wird. Am Anfang steht immer ein unausgesprochenes Staunen, vielleicht auch eine Angst. Das Geheimnis kann ihn berühren in der Begegnung mit einem andern Menschen; häufiger noch schreibt er, wenn er im Fühlen und Denken zum ersten Mal sich selber begegnet. Oft geht hierauf beides in eins.»

Mit Erlaubnis der Redaktion des «Basler Schulblattes» geben wir ein paar Ausschnitte aus dem gewichtigen Beitrag wieder, Ausschnitte, die uns daran erinnern sollen, dass das Aufwachsen des jungen Menschen oft eine sehr schmerzvolle Sache ist. Sie sollen uns auch an unsere eigene Jugend mit den durchgestandenen Kämpfen und Krämpfen erinnern und damit unsere eigene Einstellung zu eben dieser Jugend, deren Erziehung wir zu leiten haben, klären. Wir geben zuerst einem zwölfjährigen Mädchen, dann zwei etwas älteren Bur-schen das Wort.

*Aus dem Tagebuch eines zwölfjährigen Mädchens*

2. Dezember: Heute hatten wir im Turnen einen andern Lehrer. Ich finde, es war viel töller so. Natürlich will ich nicht, dass Herr Y. krank ist, das wäre ja frech, aber es ist halt doch toll beim anderen. Der neue Lehrer ist verrückt rassig. Jetzt muss ich das Licht abzünden, sonst schimpft Mama, wenn sie Licht am Fenster sieht.

3. Dezember: Heute war Papa hässig. Ich bin froh, dass ich bald in mein Zimmer gehen konnte. Die Handi-Lehrerin ist manchmal auch hässig, aber numen, wenn wir nicht folgen. — Ich möchte meine

Zöpfe abschneiden, aber ich darf nicht, aber ich weiss nicht warum. Das wäre viel schöner. — Ich gang go schlafe.

18. Dezember: Es ist doch ungerecht auf der Welt. Heute hat Elsi eine Geige bekommen und dabei hat sie sich nie eine gewünscht und ich möchte doch auch so gerne eine. Wenn ich einmal gross bin und Kinder habe, dann bekommen sie alles, wo sie wollen. Ich tu es halt doch nicht glauben, dass es einen lieben Gott gibt, sonst hätte er sicher gemacht, dass ich auch eine Geige bekomme. Jetzt ist dann bald Weihnachten, vielleicht krieg ich dann endlich die Geige. Aber erst dann tue ich wieder beten.

19. Dezember: Es ist etwas ganz schlimmes gepassiert. Dorli hat mir gesagt, wieso dass man Kinder bekommt und wie man das macht. Nein, nein, ich weiss schon, dass es nicht wahr ist, Dorli hat mich nummen angelogen, so etwas täten Paps und Mams doch sicher nie machen. Wenn ich nur öpper könnte fragen, aber ich tu mich nicht getrauen. O ich schäme mich so und bei allen Leuten muss ich denken, ob sie das wohl machen täten. Nein, ich will es einfach nicht glauben. Ich bin so müde.

22. Dezember: Ich habe angst auf das Schlafen, weil ich immer von dem, was Dorli gesagt hat, träumen tue. Heute nacht will ich nicht schlafen, auch wenn ich noch so müd bin. Ich habe immer angst, wenn es doch täte wahr sein. Ich will einfach nicht mehr daran denken, nein, ich will mich freuen, weil es ja übermorgen heiliger Abend ist. — Jetzt spiel ich noch mit dem Bäbi.

25. Dezember: O ich bin so traurig, weil ich schon wieder nicht eine Geige bekommen habe. Vielleicht sind wir halt arm, aber ich hab mich doch so gefreut und jetzt weiss ich ganz sicher, dass es keinen Lieben Gott geben kann. Und Mama und die Lehrerin haben gelogen und überhaupt haben sie ihn ja gar nicht gesehen. So, jetzt will ich nichts mehr glauben, wenn ich es nicht selber sehen kann, auch das von Dorli nicht. Ich möchte überhaupt von allen Leuten fortgehen.

27. Dezember: Gestern nacht habe ich mir alles überlegt. Ich will einfach fort, wenn ich nur Geld habe. Ich spare jetzt die 50 Rappen vom Samstag immer zusammen. Wenn ich genug Geld habe, gehe ich nach Texas und kauf mir ein Pferd, dann reite ich alle Tage ganz allein über die Prärie, und wenn ich in den blauen Himmel schaue, kommen mir ganz viele schöne Gedichte in den Sinn und ich werde eine grosse Dichterin, weil ich ja sowieso keine Geigerin werden kann. Elsi hat gesagt, wenn man gross ist, könne man nicht mehr Geige lernen. Aber vielleicht lügt sie mich an, ich kann ja dann sehen, wenn ich gross bin.

8. Januar: Heute hatten wir zum erstenmal wieder Schule, und da hat uns Fräulein X. gefragt, was wir werden wollen. Da sagte ich Dichterin. Da haben alle gelacht, ich weiss aber nicht warum. O es gibt alles nummen so blöde Menschen und vielleicht bin ich am allerblödesten, weil ich die andern blöd finde. Und ich möchte doch so gerne nett sein, ich weiss ja selber nicht, warum ich so blöd bin, aber ich kann halt niemanden fragen, sonst lachen sie nur wieder. Ich möchte gross sein und einen ganz lieben Mann haben, wo ich alles sagen kann und wo mich auch fest lieb hat.

*Aus dem Tagebuch eines Sechzehn- bis  
Siebzehnjährigen*

*Der Schreiber, Sohn eines Landarztes, lebte nicht bei seinen Eltern, sondern in einem Heim am Stadtrand, von dem aus er das öffentliche Gymnasium besuchte. Eine gewisse Isolierung, die unverkennbar aus dem Tagebuch spricht, erklärt sich aus dieser besonderen Situation.*

2. April: Heute nachmittag hab ich mit einem Kameraden gestritten, was mir jetzt beinahe das Herz abdrückt. Was bin ich denn eigentlich für ein Mensch? Ich will doch nichts Böses tun, und doch muss meine «Schublade» immer auf und zu gehen. Kann ich sie denn nicht zuhalten, wie ich es mir gelobt habe? ... Ich habe neben allen tieferen Gedanken, die mich bewegen, eine rauhe, abstossende und blödsinnig dumme Art, mich gegen aussen auszudrücken ...

Was bin ich für ein Mensch! Jetzt noch, in meiner Jugend, muss ich umkehren zum Guten, ehe es zu spät ist. Ach, ich liebe die Welt mit ihren Menschen, Tieren, Pflanzen und Tälern! Ich liebe die Künste, die Wissenschaften und deren Bewältiger so, und doch — bis jetzt bin ich im Umgang mit ihnen um kein Haar besser geworden.

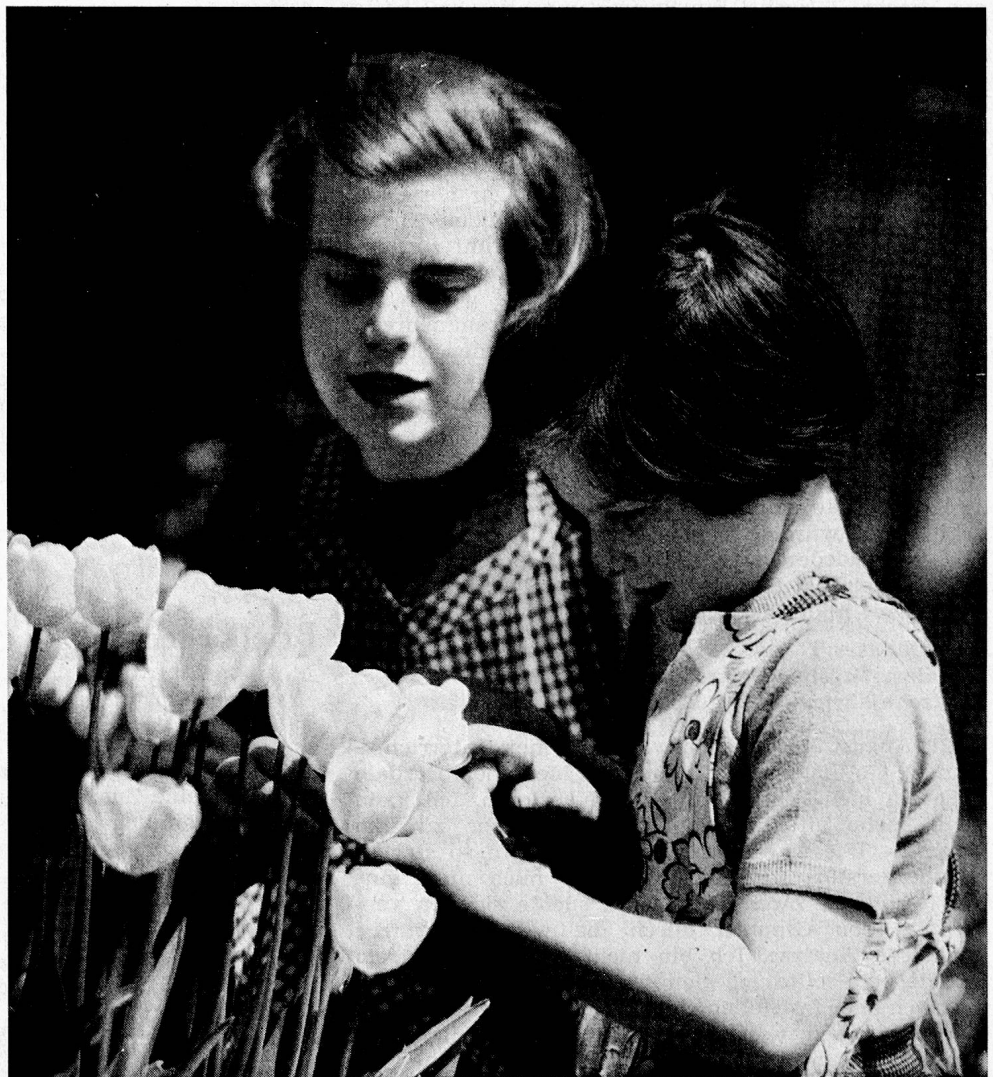
19. November: Gestern abend spielte eine unserer Mädchenklassen ein Stück von Shakespeare. Ich ging mit meiner Tante hin. In der Aula hatten die Mäd-

chen eine primitive Bühne errichtet, die aber ihren Zwecken vollkommen nachkam.

Ich hatte nicht so viel Schönes erwartet. Zum erstenmal sah ich ein Stück von Shakespeare gespielt. Diese Sprache — ich bin ganz hingerissen. Welch ein Mensch muss dieser Shakespeare gewesen sein! Die Mädchen, welche das Stück aufführten und von denen ich einzelne vom Sehen im Schulhaus schon kannte, konnten fühlen. Sie schmiegteten sich ihren Rollen ganz eng an, als wären sie gelernte Schauspielerinnen.

22. November: Gestern abend — schöner Abend! Ich war bei Frau A., sie hatte Besuch, ein Mädchen, Jacqueline, und deren Bruder, Christoph. Christoph, einen grossen, netten und ausserordentlich sympathischen Menschen, kannte ich schon vom Sehen; er besucht die gleiche Schule wie ich. Jacqueline, ein seltsam schönes Kind, ein Jahr älter als ich, besucht die X-Schule. Sie hat ein gewinnendes Lächeln und einen zarten feinen Teint. Doch ist neben ihrer Gestalt sicher ihr freies, gebildetes und magnetisches Wesen ein grosser Bezauberungsfaktor ... Später stand ich, zurück, am Fenster meines Zimmers — über mir der Sternenhimmel — da musste ich an Gott, die Erde und an uns Menschen denken.

23. November: Heute ist mir die Idee zu einem Drama gekommen. Ich bin so froh, dass ich den ganzen Tag nur in Versen sprechen könnte ...



*Der Frühling kommt*

*Aufnahme aus dem Wartheim, Heiden, von Hans Steiner, Bern*



3. Dezember: Sonntags war ich bei Jacquelines Familie zu Besuch. Jacqueline ist schön, hat Geist, ist lebhaft, aufgeweckt und strahlt nur so von Lebensfreude. Ihr Klavierspiel lässt mehr Begabung des Gefühls als allzu gute Technik heraushören. Wenn das Radio läuft, so wippt sie anmutig auf ihrem Stuhl hin und her oder singt die Melodie mit, steht, wenn sie an einer Stelle besonders viel Freude hat, auf und beginnt wie ein Revuegürl zu tänzeln... Wie ich das Ding liebe!

7. Dezember: Heute hat das Wetter umgeschlagen. Draussen heult der Sturm seine melancholische Melodie über den See. Und in diesen Tagen spürte ich zum erstenmal, was Liebe ist. Ich kann diesen Begriff allerdings nicht erläutern, wie es mir überhaupt scheint, dass solche Weisheit nie einem Menschen geschenkt wird. Man möchte sich wie ein Rasender in dieser Welt emporarbeiten, sich mit dem geliebten Menschen vereinigen, die Menschen im allgemeinen lieben und ihnen mit menschlicher Kraft helfen, und dann — sterben.

Denkt sie überhaupt an mich, Jacqueline?

14. Dezember: Sie liebt mich nicht! Wie konnte ich glauben, dass sie, eine Muse, eine Göttin, liebe, dass sie von mir blödem Jungen überhaupt nur Notiz nehmen könnte...

Während der ganzen vergangenen Nacht hat die Enttäuschung mich durchbohrt, denn ich konnte kein Auge zudrücken, drehte mich stets unruhig hin und her, stand auf, ging ans Fenster, sah in die Nacht hinaus, Nacht — Nacht! Ein Sprung und alle Qual hätte ein Ende gehabt, und doch, ich tats nicht, denn wer weiss, vielleicht liebt sie mich doch, vielleicht geht jetzt plötzlich die Tür meiner Kammer auf und sie tritt herein...

Sie würde meine Hand fassen, mich an sich ziehen und mir sagen: «Ich liebe dich!» Ich würde von irgendwoher Paukenschläge vernehmen; mein Ohr hörte ein Orchester von Engeln in wilden, wirbelnden Tönen schweben, ich würde mit ihr auf den Stuhl zurücksinken, sie aber würde sagen: «Wir sind zwar noch zu jung, um uns so lieben zu dürfen, wie wir es im Augenblicke tun. Aber wenn wir uns zusammenreisen und uns wenig, dafür aber zur gegebenen Stunde recht sehen wollen, so sind wir glücklich»... Dann werden wir gemeinsam Musik hören, Bilder betrachten, sie würde schelmisch lächeln und fragen: «Willst du das?» Und ich würde «ja» sagen, ein trockenes Ja, sie würde mich seltsam anschauen und langsam, langsam würde sie emporschweben, von Nebelfetzen eingehüllt, sie würde meinen Augen entschwinden, ich sähe mich wieder in der wirklichen Lage... Das Trockene an mir hat sie verscheucht, mein ganzer blöder, einfältiger, idiotischer Charakter...

*Aus dem Tagebuch eines Siebzehn- bis Achtzehnjährigen*

21. August (geschrieben während einer Unterrichtsstunde): Gott ist eine Erfindung des Menschen. Deshalb habe ich mein Vertrauen zu ihm verloren. Ich kann nicht mehr an ihn glauben, nicht mehr zu ihm beten. — Wie war es möglich, dass mein so starker Glaube zerstört wurde? Ich wehrte mich nicht einmal gegen die Zweifel, nein ich suchte sie. Ich vernichtete den Glauben durch die wissenschaftliche nüchterne Analyse. Ich bin nicht das, was ich sein möchte, sein sollte. Ich glaubte mich zu kennen — nun muss ich aber feststellen, dass ich nichts weiss von mir.

(Geschrieben während der folgenden Unterrichtsstunde): Warum sollte ich nicht mehr an Gott glauben können? Es liegt nur an mir. Ich muss nur Gott mein Leben anvertrauen. Ich darf nicht solche Gedanken

hegen. Ich muss wieder die moralische Stütze haben. Ich muss wieder an ihn glauben wie früher. Man kann nicht leben ohne diese Stütze, wenn man im Glauben erzogen worden ist.

(Geschrieben am gleichen Tag, später): Oh, wenn mir nur jemand meinen Glauben zurückgeben könnte, mir beweisen könnte, dass es einen Gott gibt, dass er keine Täuschung ist. Ich will mit Pfarrer X. über meine Zweifel reden. Kann er mich überzeugen, dass es Gott gibt, so ist alles wieder gut; wenn nicht, so kann ich nicht mehr richtig an Gott glauben. Es wäre ein furchtbarer Zustand.

26. Juni des folgenden Jahres: Es gibt keinen Gott, der unser Leben von aussen leitet. Es gibt nur dies: wenn wir unter Gott die selbstlose Liebe verstehen, so ist ein Funke Gottes in allen höher organisierten Lebewesen enthalten, und es hat mancher Heide davon sogar mehr empfangen als die meisten Christen. Dann können wir zu unserer Genugtuung und Freude ausrufen: das Göttliche ist uns gegeben! Wir können es entwickeln, in die Tat umsetzen, zum Wohl unserer Nächsten, der Menschen und Tiere, und zu unserer eigenen tiefinnersten Lebensfreude. Wir falten nicht mehr die Hände zu einem hypothetischen Gott — wir lassen uns nicht wieder enttäuschen, sondern bauen auf unsere eigene Seelenkraft.

In der Welt vermögen wir keinen Sinn zu erkennen, wenn wir naturwissenschaftlich ehrlich sein wollen. Dagegen hat jeder Mensch seine Aufgabe, sein Ziel.

30. Juni: Ich lehne nun sowohl Gott, ein Leben nach dem Tode, wie auch jegliche andere Macht ab. Ich allein, der einzelne Mensch ist mächtig. Ich bin für alle meine Taten und Gedanken verantwortlich. Verlangt diese atheistische Religion nicht mehr, nicht Höheres als die christliche? Ich bin nicht vor Gott, sondern vor allen Menschen verantwortlich. Ich muss nach der Wahrheit, dem Guten, der Liebe zu jedem Menschen trachten —

21. November: Eines glaube ich jetzt zu erkennen: ich muss Gott wieder finden, in irgend einer Form, ich muss ihm und nicht Menschen vertrauen. Aber wo kann ich ihn finden, allein, ohne Hilfe?

Gott, hilf mir, obwohl ich nichts von dir weiss, ich werde sonst erdrückt. Ich muss mich beschützt wissen. Ich kann die Verantwortung nicht allein tragen.

---

## Briefkasten

*«Nervenheilstätten sollen keine Schlangengruben sein»*

Mit diesem Artikel in unserer Januarnummer befasst sich eine Zuschrift aus dem Leserkreis, in welcher auf ähnlich gerichtete Verbesserungen in der Irrenpflege in europäischen Anstalten hingewiesen wird.

«Laut einem Aufsatz in Science et Vie, März 1955, besteht in Frankreich eine psychiatrische Heilanstalt, die eine besonders individuelle Betreuung der Insassen anstrebt, und vor allem das Herausreißen aus der Inselfestversunkenheit. Wo es früher vorkommen konnte, dass ein junges Mädchen monatelang (wenn ich mich nicht täusche sogar jahrelang) in einer Einzelzelle sich selbst überlassen worden war, ist man in jüngerer Zeit dazu übergegangen, die Patienten zu